

# ORIENTIERUNG

Nr. 5 57. Jahrgang Zürich, 15. März 1993

**L**ETZTEN OKTOBER in Santo Domingo wurde der Versuch gemacht, den CELAM, den Rat der Lateinamerikanischen Bischöfe, gefügig zu machen. Die afrikanischen Bischöfe, die am 10. April 1994 in Rom zu ihrer Sondersynode zusammenkommen sollen, sind die nächsten für diese Behandlung.

Weitgehend unbemerkt, ohne viel Aufhebens oder Publizität, wurden die europäischen Bischöfe gerade noch vor Weihnachten des letzten Jahres unter Kontrolle gebracht. Um diesen Vorgang zu verstehen, muß man auf die europäische Sondersynode von November/Dezember 1991 zurückblenden.<sup>1</sup>

## Europäische Bischöfe bevormundet?

Diese Synode war eine Chance für die europäischen Bischöfe aus Ost und West, die Lage in Europa nach den dramatischen Ereignissen von 1989 neu zu beurteilen. Es war keineswegs ihr erstes Zusammentreffen. Seit 1975 hat der CCEE, der Rat der Europäischen Bischofskonferenzen, regelmäßig Symposien abgehalten.<sup>2</sup> In dieser Zeit hat er drei Präsidenten gehabt: Kardinal *Roger Etchegaray*, jetzt Präsident des internationalen Rates von *Justitia et Pax*, den geistigen Vater des CCEE, Kardinal *Basil Hume*, Erzbischof von Westminster, und den jetzigen Präsidenten, Kardinal *Carlo Maria Martini* von Mailand, der in der italienischen Presse als heißer Tip für das nächste Konklave gehandelt wird.

Man hätte erwarten können, daß Papst *Johannes Paul II.*, der als Erzbischof von Krakau Mitglied des CCEE gewesen war, den europäischen Bischöfen für ihre gute Arbeit gedankt und sie aufgefordert hätte, die neuen Mitglieder aus Rumänien, der Ukraine und den baltischen Republiken, die den Katakomben entstiegen waren, willkommen zu heißen. Der praktische Weg, dem CCEE zu helfen, hätte darin bestanden, ihn personell und finanziell zu stärken, um die europäische Solidarität noch besser verwirklichen zu können.

An der Synode machte Kardinal Martini die eigentlich selbstverständliche, aber doch wenig beachtete Feststellung, die Kollegialität der Bischöfe, der *affectus collegialis*, beruhe auf Freundschaften unter Bischöfen, einschließlich des Bischofs von Rom, der ja schließlich auch ein «europäischer» Bischof sei. Persönliche Kontakte zwischen Kirchenführern könnten helfen, die Einheit des weiteren Europa zu bauen und Europa seine Ganzheit wiederfinden zu lassen. Dies könnte geschehen, nach einem berühmten Wort, *cum Petro et sub Petro*, d. h. mit und unter Petrus.

Die Phantasievorstellung, die europäischen Bischöfe würden versuchen, eine Art alternatives oder paralleles Lehramt zu errichten, verdient es, im Tiber versenkt zu werden, wie sich an der Europa-Synode gezeigt hat.

Doch dieses Bild vollständiger Harmonie wurde arg durcheinander gebracht durch einen Abschnitt in Papst Johannes Pauls Schlußansprache an die Synode von 1991. Wenn man dafür eine Untertreibung sucht, könnte man sagen, es sei eine Brüstung des CCEE gewesen.

Johannes Paul erklärte: «Damit der *affectus collegialis* und die *communio hierarchica* (vgl. *Lumen gentium*, 22) des Hauptes und der Glieder des Bischofskollegiums, die während der Bischofssynode so wunderbar gelebt wurden, immer mehr zum Wohl der Evangelisierung Europas verstärkt werden, bitte ich die delegierten Präsidenten, den Relator, den Generalsekretär und die Spezialsekretäre, analog zur Arbeit des Generalsekretariats der Bischofssynode die Aufgabe zu übernehmen, mir innerhalb eines Jahres einen konkreten Vorschlag für eine Struktur vorzuliegen, die sich der Erreichung der Vorhaben der Synode widmet.»

Weshalb eine neue «Struktur» erfinden, wenn schon eine existiert, um genau diese Aufgabe zu erfüllen? Der CCEE hat ein Sekretariat in St. Gallen in der Schweiz, das von Msgr. *Ivo Fürer* kompetent geleitet wird. Es wäre tadellos im Stande, die Be-

### KIRCHE

**Europäische Bischöfe bevormundet?:** Nach der europäischen Sondersynode 1991 – Der Vorschlag von Kardinal *Martini* – Stärkung der bischöflichen Kollegialität – Eine neue Struktur für den Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) – Bischofskonferenzen verlieren das Recht, ihren Delegierten zu wählen – Neuer Standort für das Sekretariat des CCEE. *Peter Hebblethwaite, Oxford*

### CHINA

**Reportagen oder Zeugnisse einer Akkulturation?:** Die «Lettres édifiantes et curieuses...» der Jesuitenmissionare – Als Briefsammlung im 18. Jahrhundert veröffentlicht – Eine eklektische Sammlung von Erbaulichkeiten und Merkwürdigkeiten – Negative Beurteilung des Buddhismus – Auskünfte über Technologien und naturwissenschaftliche Einsichten – Ein wissensdurstiges Lesepublikum – Wechselseitige Einflüsse zwischen China und Europa – Wissenschaftliche Debatten über das Alter der Erde – Kontroverse Einschätzungen über das politische System Chinas – Inkulturation oder Akkulturation? – Eine in apologetischer Absicht zusammengestellte Briefsammlung. *C. Brüllmann, Ch. Langemann, J. P. Voiret, Zürich*

### PASTORAL

**Das Gespräch in der seelsorglichen Arbeit:** Die Vielzahl menschlicher Beziehungen – Was bedeutet die Unterscheidung von «oberflächlichen» und «tiefen» Beziehungen? – «Offenheit» und ihre Ursachen – Suche nach Zuwendung – Hellhörig auf die eigenen Gefühle – Projektion der eigenen Wünsche auf den Ratsuchenden – Erwartet der Seelsorger zuviel? – Die Chancen des kirchlichen Dienstes – Förderung der averbale Kommunikation. *Udo Rauchfleisch, Basel*

### THEOLOGIE

**Credo:** Zu *Hans Küngs* Buch «Credo» – Eine Erklärung für Zeitgenossen – Herausarbeitung der politischen Dimension der Botschaft Jesu und des christlichen Glaubens – Erläuterungen zur Theodizeefrage – Ein Tübinger Weltkatechismus? *Norbert Greinacher, Tübingen*

### GESCHICHTE/KULTUR

**Faszinierende Enklaven weiblicher Kultur:** Eine Veröffentlichung von *Verena von der Heyden-Ryensch* über die Kultur weiblicher Salons – Ein gesamt-europäisches Phänomen – Ein Streifzug bis in die mittelalterliche Geschichte – «Geselligkeit als Kunstwerk» war das Ziel – Zirkel der Toleranz und der Vorurteilslosigkeit – Die Strahlkraft der Hauptdarstellerinnen – Eine Geschichte der Suche nach Autonomie der Frauen. *Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri*

schlüsse der Europa-Synode in die Tat umzusetzen, um so mehr, als diese bloß bekräftigten, was es tatsächlich schon leistete. Es war schwierig, in dieser Übung einen Sinn zu sehen.

*Mark Santer*, anglikanischer Bischof von Birmingham, mutmaßte, mit dem klaren Blick eines «Bruder-Delegierten»: «Einige Teile der römischen Kurie schöpfen Verdacht, wenn Ortskirchen untereinander zu sprechen beginnen.» Aber er räumte ein, es sei sehr eigenartig, so etwas sagen zu müssen.

Gefragt, was denn da vor sich gehe, antwortete *P. Giovanni Caprile SJ*, ein alter Kenner des Vatikans: «Der Heilige Vater weiß nicht recht, was er mit diesem Vorschlag eigentlich will, so liegt es an anderen, zu sagen, was er bedeuten könnte.» Caprile von der angesehenen Zeitschrift «*La Civiltà Cattolica*» ist nicht als ein Sprücheklopfer bekannt.

Es genügte jedoch, zu schauen, wer zur Kommission gehörte, um die Wahrheit zu erahnen. Die Schlüsselfiguren waren der Relator und der Spezialsekretär: Kardinal *Camillo Ruini*, Generalvikar von Rom, und Erzbischof *Jan Schotte*, Sekretär des Synodenrates. Von den drei delegierten Präsidenten wohnt einer in Rom: Kardinal *Eduardo Martinez Somalo*, Präfekt der Gottesdienstkongregation; die anderen waren Kardinal *Jean-Marie Lustiger* von Paris und Kardinal *Joseph Glomp* von Gnesen-Warschau. Es war keiner unter ihnen, der aufgrund von Erfahrung und Sprachkenntnissen als Mann mit einer Berufung zum Europäer hätte bezeichnet werden können.

<sup>1</sup> Vgl. N. Klein, Sondersynode über Europa, in: Orientierung 56 (1992), S. 1-4, S. 14-16; P. Hebblethwaite, Was bleibt von der Sondersynode über Europa? in: Orientierung 56 (1992), S. 58-60.

<sup>2</sup> Vgl. Die europäischen Bischöfe und die Neu-Evangelisierung Europas. Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), Bonn 1991 (Stimmen der Weltkirche. Europa, Band 32).

## Der römische Plan für den «neuen» CCEE

Nach einjährigen Überlegungen hinter verschlossenen Türen legte dieses Gremium einen Plan vor, der umwerfend in seiner Einfachheit und verheerend in seinen Wirkungen ist. Da die Suche nach «neuen Strukturen» kein Ergebnis gebracht hatte, wurde beschlossen, den CCEE ganz einfach zu übernehmen. Als die Mitglieder des CCEE am 1. Dezember 1992 in Rom ankamen, sahen sie diesen Vorschlag zum erstenmal und sollten aus dem Handgelenk dazu «Stellung nehmen».

Papst Johannes Paul erklärte in seiner *Eröffnungsrede*, weshalb sie hier seien: «Angesichts der neuen Lage, die auf das Jahr 1989 zurückgeht, ergab sich die Notwendigkeit neuer Strukturen vor allem des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), da dieser an und für sich die Kirche auf dem ganzen Erdteil einschließt. Während dieser Begegnung sollen nun die diesbezüglichen Beschlüsse dargelegt und besprochen werden, damit der Rat vom nächsten Jahr an bereits in seiner vollständigen Dimension tätig sein kann.»<sup>3</sup>

Aber das war nicht die Begründung, die 1991 für die Veränderungen gegeben worden war, als es zum Ziel erklärt wurde, die Bande der Kollegialität und insbesondere den *affectus collegialis* zu stärken.

Außerdem waren diese Folgerungen schon vor der Zusammenkunft beschlossen worden, so daß es nichts mehr zu diskutieren gab. Wie sollte das neue Ziel erreicht werden? «Um seiner institutionellen Aktivität neue Kraft und autoritative Wirksamkeit zu verleihen», sagte der Papst, «sind die Vorsitzenden der einzelnen Bischofskonferenzen selbst dazu bestimmt, Mitglieder des Rates zu sein.»<sup>3</sup>

Die Vorstellung, die Präsidenten der Bischofskonferenzen hätten eine größere Autorität, wird vielen als Wunschdenken erscheinen. Bis jetzt haben die Bischofskonferenzen als ihren CCEE-Delegierten jenen Bischof gewählt, der von seinen kulturellen und sprachlichen Voraussetzungen her für diese Aufgabe am besten geeignet erschien. Die Präsidenten der Konferenzen, die sowieso schon überlastet sind, haben kaum Zeit und Muße, um die europäische Dimension gebührend zu beachten. So mögen ihre Zusammenkünfte eine «größere Würde» besitzen, wie es der Papst will, aber sie werden dann auch oberflächlicher sein und mehr im Formalen steckenbleiben. Der *affectus collegialis* wird dann eher geschwächt als gestärkt werden.

Die Änderung, anstelle eines gewählten Mitglieds den Präsidenten jeder Bischofskonferenz in den CCEE zu delegieren, ist äußerst wichtig im Fall von Italien. Bis anhin war Kardinal Martini der gewählte italienische Vertreter. Martini aus dem CCEE zu entfernen und ihn durch Ruini als italienischen Delegierten zu ersetzen, wäre ein besonders krasses Beispiel für ein Eigentor.

Außerdem wurde Ruini nicht wie alle anderen Präsidenten der Bischofskonferenzen von seinen Amtskollegen gewählt, sondern ganz einfach vom Papst ernannt – «eine große Ehre», sagte Ruini.

Eine zweite «Entscheidung» legt für Ruini eine noch wichtigere Rolle nahe. Das CCEE-Sekretariat soll nicht in St. Gallen bleiben, sondern nach Rom verlegt werden. Wo könnte es Aufnahme finden? Da böte sich ja geradezu das Gebäude an, von welchem aus Ruini bereits die Italienische Bischofskonferenz und die Diözese Rom leitet.

Dann wäre es für das CCEE «logisch», Kardinal Ruini zum Präsidenten zu wählen. Die Osteuropäer würden sicher den Schluß ziehen, daß dies der Wunsch des Heiligen Vaters ist.

Aber auch wenn eine Präsidentschaft Ruinis abgewendet werden könnte und Glomp diese Aufgabe übernehme, wäre der Umzug nach Rom eine unglückliche Sache. Er würde den

<sup>3</sup> Die Eröffnungsrede des Papstes vom 1. Dez. 1992 ist abgedruckt im Osservatore Romano, 3. Dez. 1992, S. 4; im Osservatore Romano deutsch, 11. Dez. 1992, S. 7f.; die beiden Zitate S. 7.



## RÖMISCH-KATHOLISCHE LANDESKIRCHE DES KANTONS AARGAU

Für unser Bildungszentrum in den Gebäuden der ehemaligen Propstei in Wislikofen suchen wir einen zweiten/eine zweite Kirchliche/n

### Erwachsenenbildner/ Erwachsenenbildnerin

für den Bereich Gemeindeaufbau und liturgische Bildung.

Die Aufgabe umfaßt die Mitarbeit bei der gesamten Programmgestaltung des Bildungshauses mit besonderer Verantwortung für den eigenen Bereich.

Voraussetzungen für die Aufgaben:

- Abgeschlossenes Studium der Theologie
- Praktische Erfahrungen in der Pfarreiseelsorge
- Praxis in Erwachsenenbildung
- Bereitschaft zur Mitarbeit im Dekanat und im Team unserer Erwachsenenbildner/innen
- Ökumenische Offenheit

Es handelt sich um ein Hauptamt, wobei das Pensum mindestens 80 Prozent umfaßt. Arbeitsort ist Wislikofen.

Bewerbungen:

Diese sind zu richten an das Sekretariat der Römisch-Katholischen Landeskirche des Kantons Aargau, Feerstraße 8, Postfach, 5001 Aarau (Tel. 064/22 16 22), bis zum 20. April 1993.

Weitere Auskünfte zum Aufgabenbereich erteilen:

Dr. Odo Camponovo, Kantonaldekanat, 5430 Wettingen (Tel. 056/26 08 71), oder Frau Dr. Imelda Abbt, Leiterin Propstei Wislikofen (Tel. 056/53 13 55).

CCEE praktisch auf eine Abteilung der römischen Kurie herabstufen, ohne Eigeninitiative und Unternehmungsgeist.

Auch in der Ökumene würde dies einen großen Verlust an Glaubwürdigkeit bedeuten, denn im Augenblick ist der CCEE das einzige Forum der freundschaftlichen Begegnung zwischen Katholiken und Orthodoxen. Die Kollegialität in Europa würde zu einer bloßen Formalität oder gar zu einer Farce reduziert.

Und was das Schlimmste ist: Wenn man auf diese Nachteile aufmerksam macht, wird man einer illoyalen oder «anti-römischen» Haltung bezichtigt. Wahrscheinlich hilft es auch nicht viel, festzuhalten, daß die Statuten des CCEE, die zuletzt 1981 bestätigt wurden, nur mit einer Zweidrittelmehrheit abgeändert werden können.

Peter Hebblethwaite, Oxford

Aus dem Englischen übersetzt von Werner Heierle

## Reportagen oder Zeugnisse einer Akkulturation?

Zu den «Lettres édifiantes et curieuses...» von Jesuitenmissionaren in China

«Gott der Christen – Himmel der Chinesen»: Unter diesem Titel wurde 1982 von J. P. Voiret in dieser Zeitschrift<sup>1</sup> das 400jährige Jubiläum der Ankunft Matteo Riccis S. J. (1552–1610) in Asien und seine Gründung der jesuitischen Chinamission mit einer Rezension von Jacques Gernets Buch *Chine et Christianisme – Action et réaction* (Paris 1982), kritisch kommentiert.<sup>2</sup> Fazit des Buches und der Rezension war: Die Art der Missionstätigkeit der Jesuiten in China war für die Verhältnisse damals recht fortschrittlich. Heute jedoch kann in diesem Zusammenhang nur beschränkt von Akkulturation und Toleranz gesprochen werden, obwohl der Jesuitenorden im Vergleich zu anderen damals in China tätigen Orden Weltoffenheit bewies.

Inzwischen bearbeitet eine Gruppe von Studierenden am Ostasiatischen Seminar der Universität Zürich den China betreffenden Teil der in Frankreich unter dem Titel *Lettres édifiantes et curieuses écrites des missions étrangères par quelques missionnaires de la Compagnie de Jésus* (Briefe über Erbauliches und Merkwürdiges aus den Auslandmissionen, geschrieben von einigen Missionaren der Gesellschaft Jesu) ab 1703 erstmals publizierte Briefsammlung.<sup>3</sup> Die Fertigstellung einer Zusammenfassung der 163 Briefe und Berichte über das «Reich der Mitte» bietet eine gute Gelegenheit, wieder einen Blick auf die damalige Chinamission und den entsprechenden Kulturaustausch zwischen China und Europa zu werfen.

Dazu muß vermerkt werden, daß die *Lettres* selbst in Frankreich zwar mehrmals neu aufgelegt wurden, aber noch nie Gegenstand einer kritischen Gesamtausgabe waren. In neuerer Zeit erschien lediglich eine Auswahl.<sup>4</sup> Im deutschen Sprachraum wurden nur einzelne Briefe veröffentlicht, und es besteht ein großer Nachholbedarf, diesen ganzen Themenkreis, der in anderen Sprachen durch verschiedene Arbeiten<sup>5</sup> dokumentiert ist, auch deutschsprachigen Interessierten zugänglich zu machen. Die erwähnte Zusammenfassung wird die Erschließung erleichtern. Im folgenden möchten wir einen allgemeinen Überblick bieten.

### Zum historischen Hintergrund

Die *Lettres* führen uns zum Höhepunkt einer Epoche der überschrittenen Grenzen, räumlich wie geistig. In Europa verbanden sich die *curiositas* – Neugier und Forscherdrang –, wirtschafts- und machtpolitische Interessen und missionari-

scher Eifer, angespornt durch die Entdeckung und Erschließung immer fernerer Weltgegenden. Die Entstehung der europäischen Nationalstaaten und religiöse Dispute förderten den entschlossenen Kampf um die Vorherrschaft in Europa und Übersee. Nachdem im 15. Jh. die ersten Kolonialmächte, Spanien und Portugal, die Welt unter sich aufgeteilt hatten, erhielt Portugal die Kontrolle über Indien und die östlich davon gelegenen Länder. In der Folge wickelte sich der ganze Austausch mit China, missionarisch und kommerziell, über die 1557 gegründete portugiesische Kolonie Macao an der chinesischen Südküste, seit 1576 Bischofssitz für die «Provinz China», ab. Beinahe ein Monopol auf die Missionstätigkeit in China besaßen die Jesuiten, das sie ihrer besonderen Stellung am chinesischen Kaiserhof verdankten. Die Geschichte der Missionsarbeit des erwähnten Matteo Ricci und seiner Nachfolger dürfte manchen Leserinnen und Lesern bekannt sein, weshalb wir sie hier nicht wiederholen.<sup>6</sup> Die Präsenz von Mitgliedern des Ordens als Hofastronomen, Hofmalers, Hofmechaniker in Beijing hatte den Dynastiewechsel 1644 überdauert,<sup>7</sup> und auch in den Provinzen war die Missionsarbeit im Gange. Im 16., 17. und frühen 18. Jh. war man gewiß, daß den Bemühungen der Jesuiten Erfolg beschieden sein müsse. Ihre Dienste bei den Verhandlungen zwischen Rußland und China, die zum Abkommen von Nerchinsk führten, wie auch die Heilung des Kaisers vom Fieber wurden 1692 durch ein Toleranzedikt zugunsten der christlichen Religion belohnt. Damals, in der Ära Kangxi (1662–1722), bestand sogar Hoffnung, der Kaiser selbst könnte sich taufen lassen. Vielleicht hätte dies dem Christentum in China zum Durchbruch verholfen. Unter seinen Nachfolgern, von der Ära Yongzheng an, wurden die Christen allerdings im ganzen Reich wieder zunehmend verfolgt und nur die Patres am Hof geduldet.

Es war aber noch in der Ära Kangxi, als P. Verbiest S. J. (1623–1688), Mathematiker flämischen Ursprungs am chinesischen Kaiserhof, 1678 einen Aufruf nach geeigneten Nachfolgern schrieb. Dieser Brief zirkulierte zwar in weiten Kreisen Europas, aber erst einige Jahre später versuchte Frankreich, sich mit Hilfe der Jesuiten eine Position in Ostasien zu sichern, ohne sich dabei mit Portugal arrangieren zu müssen. 1684 unternahmen sechs französische Jesuiten die lange und beschwerliche Schiffsreise, vorerst bis nach Siam, mit welchem Frankreich diplomatische Beziehungen angeknüpft hatte.<sup>8</sup> Ihre Aufträge waren vielfältig: Sie sollten dem chinesischen Kaiser als Berater und Lehrer, Frankreichs König als diplomati-

<sup>1</sup> Orientierung 46 (1982) S. 257–261.

<sup>2</sup> Deutsch erschienen als *Christus kam bis nach China*. Zürich und München 1984 (vergriffen).

<sup>3</sup> Eine 1702 erstmals veröffentlichte Briefsammlung trug den Titel *Lettres de quelques missionnaires de la Compagnie de Jésus, écrites de la Chine et des Indes Orientales*. In die Neuaufgaben wurde diese Sammlung aufgenommen.

<sup>4</sup> *Lettres édifiantes et curieuses de Chine par des missionnaires jésuites 1702–1776*, kommentiert und ausgewählt durch I. und J.-L. Vissière. Taschenbuch, Paris 1979.

<sup>5</sup> Z. B. V. Pinot, *La Chine et la formation de l'esprit philosophique en France (1640–1740)*. Paris 1932, réédition, Genf 1971; J. W. Witek, *Controversial Ideas in China and in Europe: A Biography of Jean-François Fouquet, S. J. (1665–1741)*. Rom 1982; D. E. Mungello, *Curious Land: Jesuit Accommodation and the Origins of Sinology*. (Studia Leibnitiana Supplementa, 25). Stuttgart 1985.

<sup>6</sup> In deutscher Sprache wird sie z. B. in der Übersetzung von J. Gernets Buch beschrieben und kommentiert. In anderen Sprachen empfehlen wir als Einführung unter vielen Schriften zum Thema die in englisch erscheinende Aufsatzsammlung Ch. E. Ronan, B. B. C. Oh, Hrsg., *East meets West – The Jesuits in China 1582–1773*. Chicago 1988.

<sup>7</sup> Von der *Ming*-Dynastie (1368–1644) zur *Qing*-Dynastie (1644–1911). Wie sich die durch diesen Dynastiewechsel bedingten Veränderungen auf die Missionsarbeit auswirkten, wird in einem Aufsatz von John W. Witek erläutert, der sich in der erwähnten Aufsatzsammlung *East meets West* befindet (Understanding the Chinese, S. 62–102).

<sup>8</sup> Eine detaillierte Beschreibung der Vorgeschichte der französischen Mission findet sich sowohl im oben erwähnten Aufsatz von Witek als auch im ebenfalls oben angegebenen Buch Pinots.

sche Vertreter, der noch jungen *Académie des sciences* und dem Observatorium in Paris als wissenschaftliche Korrespondenten und der Kirche als Missionare dienen. Nur fünf begaben sich allerdings nach einem fast zweijährigen Zwischenhalt in Siam via Macao nach Beijing. Der sechste fuhr auf Wunsch des siamesischen Königs zurück nach Frankreich, um weitere jesuitische Gelehrte für dessen Dienst zu rekrutieren. Als die fünf anderen Patres, Gerbillon, Bouvet, Le Comte, Visdelou und Fontaney, Beijing erreichten, war Verbiest bereits verstorben. Gerbillon und Bouvet blieben nach einer Prüfung durch das Amt für Astronomie am Hof, während die andern drei sich an einem Ort ihrer Wahl niederlassen durften. Auch wenn Mitglieder anderer Orden und Jesuiten anderer Nationalitäten in China tätig waren, sollten von nun an wissenschaftlich gebildete Franzosen der Gesellschaft Jesu in der Chinamission und für die Chinarezeption in Europa bis zum Verbot des Ordens 1773 tonangebend werden.<sup>9</sup> Ihre Schriften, wie die *Lettres*, sind Dokumente eines regen weltweiten kulturellen Austauschs und der Rolle, die die Mitglieder des Ordens dabei spielten.<sup>10</sup>

Eine kurze Aufzählung der Einflüsse zwischen Europa und China dürfte hier als Illustration angebracht sein: Die Chinesen schätzten die Genauigkeit der europäischen Kartographie und Astronomie und übernahmen einiges aus der europäischen Wissenschaft, Technik und Kunst. Werke von europäischen Hofmalern wie Giuseppe Castiglione S. J. werden heute als zur chinesischen Kunstgeschichte gehörend betrachtet. Daß in Europa vieles aus China übernommen wurde, z. T. durch Vermittlung der Araber zur Zeit der sogenannten «Seidenstraße» (8./9. Jh.), ist bekannt. Aus China stammen unter anderem Neuerungen beim Musikinstrumenten- und Schiffsbau, die Seidenraupenzucht, der Rhabarber, der Tee, das Porzellan. Im Bereich der Philosophie und Staatslehre sind zu nennen: die Idee von Volkszählungen, die Betonung der Landwirtschaft bei den Physiokraten, das Konzept des «aufgeklärten Despoten», Rekrutierung von Beamten mittels Prüfungen für den *Civil Service* in England usw. In der Aufklärung bis hin zur französischen Revolution spielte der Vergleich mit China eine große Rolle. Adel und Bürgertum ergötzten sich an Chinoiserien; die englische Gartenarchitektur war von Berichten in den *Lettres* über chinesische Gärten wesentlich beeinflusst. Die herausragendsten Denker und Wissenschaftler der Zeit – u. a. Kircher, Leibniz, Montesquieu, Diderot, Voltaire – ließen sich durch Briefe aus und Bücher über China inspirieren, und weniger brillante Leute sammelten chinesisches Porzellan. Salopp ausgedrückt: China war «in». Deshalb stieß die Publikation der *Lettres* auf großes Interesse.

### Zum Inhalt der *Lettres*

Der programmatische Titel der Sammlung umreißt die thematische Fülle ihres Inhalts: Wir finden Erbauliches und Merkwürdiges, eklektisch aneinandergereiht und gemischt. Die Missionsarbeit, der Stand der Mission, Bekehrungen, Wunder werden beschrieben:

«...ein Ungläubiger bat mich, einer ganzen Familie beizustehen, die grausam vom Dämon geplagt wurde. Er gestand mir, daß man die Bonzen [buddhistische Priester] zu Hilfe gerufen hatte, und daß sie drei Monate lang mehrere Opfer dargebracht hatten; daß man sich an daoistische Priester wandte, als die Opfer der Buddhisten sich als nutzlos erwiesen hatten, und von ihnen für zwanzig *francs* Amulette gekauft hatte; daß man schließlich alle Götter des Landes angerufen

<sup>9</sup> In den *Lettres* finden sich auch Briefe späteren Datums. Zum einen wurde das Verbot erst 1774 in Beijing bekannt, zum anderen blieben die Missionare, nunmehr säkularisiert, in China. Die französische Mission übernahmen die Lazaristen.

<sup>10</sup> Die oben erwähnte Heilung des Kaisers wird in einem Brief P. Fontanays an R. P. de La Chaise (1703) geschildert. Sie erfolgte vermutlich durch ein Medikament mit dem heute als «Chinin» bekannten Wirkstoff. Dieses Naturheilmittel wurde durch jesuitische Missionare von amerikanischen Ureinwohnern übernommen und in China mit Erfolg angewendet. Dies in einer Zeit, da ein Brief von China nach Europa fast ein Jahr unterwegs war.

hatte und allen Pagoden [Tempeln] spendete, daß sich aber die Familie nach all diesen Mühen und Ausgaben immer noch im selben Zustand befand, und es sehr traurig sei, sieben Personen derart heftigen Wutausbrüchen ausgeliefert zu sehen, daß man sie vorsichtshalber habe fesseln müssen, damit sie sich nicht gegenseitig umbrächten. Ich schloß aus der Darstellung dieses armen Mannes [...], daß in der Tat hinter all diesem der böse Geist stecken könnte. Ich fragte ihn zuerst, weshalb er sich an die Kirche wende. Er antwortete mir: «Ich habe gehört, daß ihr den Schöpfer und absoluten Herrscher aller Dinge anbetet, und daß der Dämon keine Macht über die Christen habe.» [...] Ich gab ihm zu verstehen, daß vom wahren Gott nichts zu erwarten sei, solange in ihrem Haus die Symbole der Götzenanbetung [d. h. buddhistische Statuen, daoistische Amulette etc.] aufbewahrt würden. Sie müßten sich von unseren heiligen Mysterien unterrichten lassen und sich auf die Taufe vorbereiten, dann könne ich ihnen gewähren, was sie verlangten. Außerdem könne diese Krankheit auch natürlichen Ursprungs sein, und ich wolle zuerst untersuchen, welcher Art das Übel sei. Ich übergab ihn dann einem eifrigen Christen, um ihm eine allgemeine Übersicht der Mysterien der Religion zu vermitteln. [Hier folgt eine detaillierte Beschreibung der Götzenbilder, die ihm dieser chinesische Christ am nächsten Tag überbringt. Nachdem der Pater diese ins Feuer geworfen hat, denkt der Hilfesuchende, daß nun der Exorzismus im Hause der geplagten Familie stattfinde. Doch der Pater schickt vorerst einige Christen, die die Lage auskundschaften sollen.] Sie gingen voller Glaube und nahmen ein Kreuzifix, Weihwasser, ihre Rosenkränze und andere Zeichen der Religion mit. Mehrere Ungläubige, unter anderem ein Bonze, die gerade anwesend waren, folgten ihnen neugierig. [Im Hause angekommen, werden alle Mitglieder der Familie kniend über diese Insignien belehrt und befragt. Nachdem sie sich bekreuzigt und das Kreuz angebetet hatten, verläuft der Rest des Tages ohne Anzeichen der Krankheit. Doch am nächsten Tag tritt ein Rückfall – Prüfung Gottes – ein, was die Bonzen triumphieren läßt. Doch berühren Weihwasser, Rosenkranz, Bekreuzigungen sie, beruhigen sich die Besessenen sofort.] Und dies nicht nach und nach, sondern augenblicklich; nicht ein einziges Mal, sondern zehn oder zwölf Mal am selben Tag. Diese Wunder schlossen den Bonzen und Ungläubigen den Mund. Fast alle waren sich einig: Der Gott der Christen ist der einzig wahre Gott. Seither waren es mehr als dreißig, die konvertierten. [...] und die ganze Familie hat nichts mehr von ihrem Übel gespürt, und sie erfreuen sich alle bester Gesundheit. Seit drei Monaten bin ich ununterbrochen beschäftigt, die zu unterrichten, die dieses Wunder konvertiert hat.» (P. Chavagnac an P. Le Gobien, 1703).

Viele Briefe weisen auf die Kindsaussetzungen hin, die in China damals gang und gäbe waren. Die Seelen der ausgesetzten Kinder vor ihrem sicheren Tod zu retten, war das hehre Ziel, das mangels Geld nicht immer erreicht wurde:

«Der Dank, den Ihnen diese Mission schuldet, erlaubt mir die Freiheit, die ich mir nehme, Ihnen unsere Dankbarkeit zu bezeugen, ohne die Ehre zu haben, Sie anders zu kennen, denn als geistige Mutter einer Menge chinesischer Kinder, die Jahr für Jahr in den Taufwassern der Katechisten, die Sie zu diesem Zwecke unterhalten, wiederbelebt werden. [...] (Die Hauptaufgabe dieser von Spenden bezahlten Katechisten war) jeden Tag die in großer Zahl in den Straßen ausgesetzten Kinder zu taufen, die durch die Armut ihrer Eltern fast im selben Moment, da ihr Leben anfängt, zum Tode verdammt sind. Das Leben, das Sie ihnen geben, indem Sie ihnen die Taufe verschaffen, ist unvergleichlich wertvoller, als das, welches sie verlieren. [...] In der Bestimmung, die Sie Ihren Almosen befohlen haben [...] wählen Sie den besten Teil.» (P. D'Entrecolles an Mme. \*\*\*, 1720) «Die Kinder, die wir bekehren, können sich verleugnen und ändern, wenn sie erwachsen sind, und es gibt nur zu viele, die der erhaltenen Gnade nicht treu sind. Diese ausgesetzten Kinder, die gleich nach der Taufe sterben, kommen hingegen unweigerlich in den Himmel.» (Gernet dt. S. 113, P. Foucquet an den Duc de la Force 1702.) Taufen in der Kaiserfamilie und in Familien der höheren Kreise kommen vor. «Ich spreche nicht über andere Taufen, die wir heimlich an Kindern vornahmen [...]. Der Wunsch, sie zu heilen, bringt die Eltern dazu, uns zu ihnen zu bitten, um zu wissen, ob wir in Europa nicht irgendwelche Mittel gegen ihre Krankheiten hätten. In dieser Weise haben wir einige getauft, die im Himmel für uns und die Bekehrung eines Landes, in dem sie die höchsten Stellen eingenommen hätten, hätten sie gelebt, zu Gott beten werden.» (P. de Fontaney an R. P. de la Chaise, 1703).

Trotz Gemeinsamkeiten zwischen der christlichen und buddhistischen Religion sind die buddhistischen Mönche die erklärten Feinde der Missionare:

«Die Bonzen sind hier sehr zahlreich. Es gibt keinen Ort, wo der Dämon die heilige Art, derer man den Herrn der wahren Kirche lobt, besser gefälscht hätte. Die Priester Satans haben lange Roben mit weiten Ärmeln, die ihnen bis auf die Fersen fallen, die ganz denen gewisser Mönche in Europa gleichen. Sie wohnen zusammen in ihren Pagoden wie in Klöstern, gehen auf Betteltouren durch die Straßen, stehen in der Nacht auf, um ihre Götzen anzubeten und singen chorweise in einem Ton, der unserer Psalmodie sehr nahe kommt. Doch werden sie von den ehrbaren Leuten sehr verachtet, da sie zwar einen frommen Anschein machen, man aber ihre verschiedenen Religions-systeme voller Extravaganzen weiß, und sie meist in Ausschweifungen verlorene Menschen sind. Sie sind kaum willkommener beim Volk, das nur zu überleben trachtet, und dessen ganze Religion in bizarrem Aberglauben besteht, den jeder nach seiner Phantasie formt.» (P. de Prémare, an R. P. de la Chaise, 1699). Der Sieg der wahren Religion scheint bei so schwachen Gegnern sicher: «Wenn China einmal christlich ist, werden wir den Glauben in die Tartarei bringen. [...] Schon seit einigen Jahren haben unsere Patres den Entschluß gefaßt, sich in Chin-yam, Hauptstadt Liadongs, niederzulassen. [...] Würden wir eine standfeste Mission in dieser Stadt errichten, könnten wir von da aus in das Königreich Korea, das dem Kaiserreich China tributpflichtig ist, gehen. Es ist größer, als unsere Karten es darstellen. Vielleicht fänden wir nachher auch Zugang nach Japan, das von Korea nur durch eine schmale Meerenge getrennt ist. [...]» (P. François Noël an R. P. General der Gesellsch. 1703).

Weiter finden wir ausführliche Reise- und Landschaftsbeschreibungen, Berichte über Sitten, Gebräuche, Kleidung, Sprache der Chinesen und Mandschu, über seltsame Pflanzen und Tiere, über Besonderheiten wie die Judengemeinde in China, über das Hofleben mit seinem Pomp und seinen Zeremonien, über aktuelles Geschehen usw. Technische Beschreibungen, wie die der chinesischen Porzellanmanufakturen in Jingdezhen und naturwissenschaftliche Beobachtungen sind zahlreich, waren doch die Patres auch der *Académie des sciences* verpflichtet.

### Erfolge und Mißerfolge

Unsere oben übersetzten Beispiele sind aus den frühen Zeiten der *mission française*. Haben die Patres im Laufe der Zeit die chinesische Umwelt anders gesehen? Lassen wir spätere Schreiber zu Worte kommen:

«Wie Ihnen schreiben, bedrückt von Schmerz wie wir sind? Mit welchen Mitteln Ihnen die Einzelheiten der traurigen Szenen beschreiben, die sich vor unseren Augen abspielten? Das, was wir seit einigen Jahren befürchteten, was wir so oft schon voraussagten, ist nun eingetroffen: Unsere heilige Religion ist in ganz China verboten worden. Alle Missionare, ausgenommen die in Beijing, wurden aus dem Reich vertrieben. Die Kirchen wurden entweder zerstört oder für profane Zwecke bestimmt. Edikte werden publiziert, in denen unter schwerer Strafe den Christen befohlen wird, dem Glauben zu entsagen, und den andern verboten, ihn anzunehmen. Dies ist der bejammernswerte Zustand, in dem sich eine Mission befindet, die uns seit beinahe zweihundert Jahren soviel Schweiß und Arbeit gekostet hat.»

Die ersten Funken, welche das Feuer einer so umfassenden Verfolgung entfachten, entstanden im Juli letzten Jahres in der Provinz Fujian. [...] Diese Christengemeinde wurde von den PP Blaz de la Sierra und Eusebio Ostot geleitet, spanische Dominikaner, die vor kurzem von den Philippinen gekommen waren. Ein christlicher Lizentiat entsagte dem Glauben aus Unzufriedenheit über einen der Missionare. Nachdem er sich mit einigen Lizentiaten zusammengetan hatte, denen er seine Unzufriedenheit mitgeteilt hatte, unterbreiteten sie dem örtlichen Mandarin ein Gesuch, das mehrere Anschuldigungen enthielt. Die hauptsächlichsten waren, wie wir sie aus den Anordnungen des Mandarins ersehen, daß Europäer, die sich versteckt halten, einen großen Tempel auf Kosten ihrer Anhänger errichtet hatten; daß sich Frauen und Männer dort in gemischter Gesellschaft trafen; daß man Mädchen von frühester Kindheit auf zur Jungfernschaft bestimmte usw. Es ist sicher, daß solche Praktiken seit einigen Jahren in bester Absicht eingeführt worden waren. Es ist aber nicht

weniger sicher, daß dies in Unkenntnis oder Mißachtung der Sitten und Gebräuche Chinas geschah, denn die andern Missionare, seien sie Jesuiten oder von anderen Orden, die sich in diesem weiten Reich verbreitet haben, wie die Franziskaner und Augustiner, die Herren der Auslandmission usw., die die Empfindlichkeit der Chinesen betreffend die Geschlechtertrennung kennen, haben vor allem in diesem Punkt sorgfältig vermieden, deren Mißtrauen zu erwecken. Nichts wäre nämlich geeigneter, in Anbetracht des Geistes dieses Volkes, die Religion in Verruf zu bringen und sie dem Haß und der Verachtung auszuliefern. [...]»<sup>11</sup>

Hier folgt die Übersetzung des kaiserlichen Edikts, das in der Folge erlassen wurde und u. a. die Zerstörung der Kirchen und die Ausweisung der Missionare nach Macao anordnet. Danach beschreibt P. de Mailla die Versuche der Missionare am Hof, zu retten, was zu retten ist. Sie erreichen, daß die Missionare der Provinzen nur nach Guandong exiliert werden. Die Begründung des Mißtrauens gegen die Christen, so wie sie im selben Brief aus dem kaiserlichen Edikt zitiert wird: «Ihr wollt, daß alle Chinesen Christen werden, Euer Gesetz verlangt es, ich weiß es wohl. Doch was wird in diesem Fall aus uns? Wir würden Untertanen Eurer Könige. Die Christen, die Ihr tauft, anerkennen nur Euch. In Zeiten der Unruhe würden sie keine andere Stimme hören als die Eure. Ich weiß wohl, daß es zur Zeit nichts zu befürchten gibt, aber wenn die Schiffe zu Tausenden und Zehntausenden kommen werden, könnte es Unruhen geben. [...]» (P. de Mailla an P. \*\*\* S. J., 1724). Briefe mit einem pessimistischen Grundton wie dieser, werden im Laufe des Jahrhunderts immer häufiger, denn auch der Kaiser der Ära *Qianlong* (ab 1736), der Blütezeit der *Qing*-Herrschaft, ließ die Christenverfolgungen zu.

Aber trotz der Vertreibung der Missionare aus den Provinzen verbreitet P. Contancin in einem Brief an P. Souciet S. J. 1725 ein Bild des Kaisers der Ära *Yongzheng* als aufgeklärter Patriarch. Voltaire benutzte diesen Brief zu seinem Porträt des Kaisers in *Le siècle de Louis XIV*. Aus diesem Brief stammt auch der Mythos des pflegenden Kaisers, der in Europa durch Abbildungen verbreitet wurde. In Wahrheit handelt es sich um ein reines Ritual. Die Güte des Kaisers, seine Ehrfurcht vor dem Himmel und seine ernsthafte Bemühung, sein Volk besser zu regieren, werden herausgestrichen. Die Informationen Contancins stammen aus einer chinesischen Hofgazette.

In einem Brief aus Beijing vom Mai 1726 berichtet P. d'Entrecolles über die Methode der Pockenimpfung, wie sie in China praktiziert wurde. Die Impfung war in Europa seit kurzem aus Konstantinopel bekanntgeworden. P. d'Entrecolles, der chinesische Fachliteratur über Medizin studiert hatte, berichtet, daß eine Pockenimpfung in China bereits seit hundert Jahren praktiziert würde. Im übrigen kommt er durch seine Lektüre zum Schluß, daß die chinesischen Mediziner in Europa zu Unrecht als Scharlatane dargestellt worden seien.

In einem Brief von 1735 berichtet P. Parennin der *Académie des sciences* von seinem Erfolg, den er mit der Herstellung von Eis am Feuer erzielte. Die Chinesen denken zuerst, daß er sie zum besten halte, doch nach dem gelungenen Experiment wollen sie eine Erklärung für meteorologische Phänomene wie Hagel, Blitz und Donner.

«Ich erklärte ihnen das, was ich darüber wußte, so klar wie es mir möglich war: meine Erklärungen blieben nicht unbestritten, aber zum Glück bezogen sich fast alle ihrer Einwände auf den Effekt des Donners. [...] 'Ich sehe wohl, meine Herren', antwortete ich ihnen, 'daß

<sup>11</sup> Schon 1703 schrieb P. Chavagnac an P. Le Gobien: «Hier nun einiges zu den Sitten in bezug auf die Damen Chinas. Sie gehen nie aus dem Haus, noch empfangen sie je Besuch von Männern; es ist eine grundlegende Maxime im ganzen Reich, daß eine Frau nicht in der Öffentlichkeit auftreten, noch sich in äußere Angelegenheiten mischen soll. [...] Daher kommt, daß die Missionare weder selber noch durch ihre Katechisten die chinesischen Damen unterrichten können. Sie müssen mit der Konvertierung ihres Gatten beginnen, damit der Gatte die Dame unterrichtet oder einer Christin erlaubt, in die Wohnung zu kommen. [...] Übrigens, auch wenn sie übergetreten sind, können sie sich nicht mit den Männern in der Kirche einfinden.»

ich Sie wiederum als Augenzeugen überzeugen muß. Ich werde Ihnen ein Pulver zusammenstellen, das wie der Donner explodiert [...] und das den Eisenlöffel durchschlagen wird, in dem man dieses Pulver erhitzt.» Ich hatte tatsächlich etwas, womit man explodierendes Pulver machen konnte, und der Erfolg dieser neuen Operation, deren Zeugen sie waren, verdoppelte ihre Bewunderung. Einer sagte, daß ich ihn von nun an täuschen könne, denn nachdem, was er gesehen habe, könne er nicht umhin, mir in allem anderen zu glauben. Ich antwortete ihm: «Ich kann niemanden täuschen. Ich wäre im Gegenteil sehr glücklich, Sie über Ihre Irrtümer bezüglich der Religion aufzuklären, welche von viel größerer Tragweite für Ihr Glück sind als das Unwissen über einige Natureffekte.»»

Die Briefe Parennins klingen nicht so begeistert von der Regierung und Administration des Reiches, der er unter anderem mangelndes Interesse am Fortschritt vorwirft, wie der oben erwähnte von P. Contancin.

### Wissenschaftliche Debatten

Ein brisantes und vieldiskutiertes Problem war damals das hohe Alter der schriftlich fixierten chinesischen Geschichte, das die Chronologie der Bibel in Frage stellte. Die Bemühungen der sogenannten Figuristen, die kanonischen Schriften der Chinesen als symbolisch zu deuten und Parallelen zwischen diesen und der Bibel zu beweisen, fanden keine Aufnahme in die *Lettres*. Ein Brief hingegen, wie der von P. Parennin aus dem Jahre 1740 mit seinen für die damalige Zeit gewagten Äußerungen, weist in die Richtung der nicht religiös gefärbten Geschichtswissenschaft, auch wenn Parennin keine definitiven Antworten gibt:

«Es ist nicht wichtig, von wem China bevölkert wurde, [...] man kann darüber nur Vermutungen anstellen. Es wäre viel eher wünschenswert und vorteilhaft, dieses Reich von Grund auf zu kennen, wie es in seinen Anfängen und im Laufe der Zeit war und heute noch ist. Es ist eine zu reiche Mine, daß man sie hätte bis heute erschließen können und alles, was man für unser Europa Nützlichem darin finden könnte, hätte bergen können.

Aber es fehlen dazu die Freiheit, die Zeit, die nötigen Kenntnisse und das Geld. Man ist gezwungen, sich an die Bücher zu halten, und man kann sich nur auf die klassischen Bücher verlassen. Die anderen Autoren, weniger aus Boshaftigkeit denn aus Ignoranz, unterlassen es oft, sich richtig über die Tatsachen, die sie verbreiten, zu informieren. Um daher Überraschungen zu vermeiden, muß man mehrere zum gleichen Thema lesen, vor allem in den Naturwissenschaften, den Geheimnissen, den Heilmitteln und ähnlichem. Es ist wahr, daß sie oft andere Autoren zitieren, aber es ist nicht einfach, diese zu finden, und sogar wenn man sie in den Händen hält, zitieren diese wiederum andere, und alles beginnt von neuem. Es kommt auch vor, daß junge Gelehrte, entweder um sich einen Namen zu schaffen oder um sich zu üben, aufschreiben, was sie zu wissen glauben oder von ihren Lehrern gehört haben. Einige unter denen, die ihre Werke lesen, versuchen nur, ihre Langeweile zu vertreiben, und solange die Bücher gut geschrieben sind, stört sie der Rest wenig. Nur die große Geschichte und die klassischen Werke dürfen diese Autoren nicht fehlerhaft zitieren, da alle Gelehrten ihren Wagemut oder ihre Unwissenheit sofort bemerken würden. So muß ein Europäer den Großteil der anderen chinesischen Bücher mit Vorsicht lesen, um sich nicht täuschen zu lassen: Man könnte sicherer vorwärtsschreiten, wenn man alles selbst sehen und untersuchen könnte.

Aber solch glückliche Zeiten können nur unter einem christlichen Kaiser kommen. Weiter müßte man China näher an Europa rücken, damit unsere Berufsgelehrten sich ebenso leicht dahinbegeben könnten, wie nach Ägypten [...]»

### Eine ausgewählte und redigierte Veröffentlichung

Die *Lettres* als literarische Werke zu beurteilen ist schwierig, da eine sorgfältige bis zensurähnliche Auswahl und Redaktion, zuerst durch Le Gobien S. J., später du Halde S. J.<sup>12</sup> und andere, inhaltliche wie stilistische Glättungen vornahm. Sie waren z. T. ursprünglich an private Adressaten gerichtet, er-

<sup>12</sup> Seine Art der Redaktion wurde von den Patres in Beijing nicht unbedingt begrüßt.

hielten aber durch die Redaktion in Paris die Form von Kunstbriefen, in denen ein moralischer oder philosophischer Inhalt vermittelt wird. Dies entsprach dem Geschmack des 18. Jahrhunderts.<sup>13</sup> In ihrer Abfolge wurden die Briefe z. T. wie Fortsetzungsromane gelesen.

Durch eine Mischung von Exotik mit Erbaulichem, Merkwürdigem, aber auch Wissenschaftlichem erlangten die *Lettres* anhaltenden Publikumserfolg. Diesen konnte der Orden gut gebrauchen: Der Ritenstreit<sup>14</sup> war am Anfang des 18. Jh. auf seinem Höhepunkt und führte zu einem erst 1940 aufgehobenen, 1710 erlassenen Publikationsverbot zu diesem Thema, weshalb wir in den *Lettres* nur verdeckte Äußerungen dazu finden. In Europa wurde die Gesellschaft Jesu gegen Mitte des 18. Jh. im Zuge der Aufklärung in den meisten Staaten verboten. Breite Anerkennung der Vorgehensweise und Unterstützung, auch finanzielle, des Ordens und der Mission in China waren nötig. Die Publikation der *Lettres* ist auch als Versuch einer Rechtfertigung (und Vertuschung des Mißerfolges) der Mission zu sehen.

Obwohl die *Lettres* damals einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit China leisteten, aus der die Sinologie erst entstand, hält sich diese heute besser an die chinesischen Texte. Zum einen wurden bereits im 18. Jh. in China große textkritische Forschungen unternommen, die den Verfassern und Redaktoren der *Lettres* wahrscheinlich unbekannt waren. Zum andern haben sie den Nachteil des voreingenommenen Blickwinkels der Jesuiten als Europäer, Katholiken und Mitglieder der Oberschicht. Daß ihre Vorstellungen, z. B. über Zölibat und Dogma, die Chinesen befremdeten, wird kaum angesprochen; aus Unverständnis werden gewisse Dinge falsch dargestellt. So hatten sie für die heute hochgeschätzte chinesische Malerei nur verächtliche Worte übrig. Dem elitären Konfuzianismus gestanden sie eine gewisse Berechtigung als moralische Lehre zu, die eher volkstümlichen Praktiken des Buddhismus und Daoismus, deren philosophische Grundlagen sie nicht zu ergründen versuchten<sup>15</sup>, verdammt sie dagegen als schlimmsten Aberglauben.

### Kontroversen und Polemiken

Schon ihre Zeitgenossen kritisierten die Voreingenommenheit der Jesuiten. Voltaire und besonders Montesquieu schüttelten ihren Spott über die Jesuiten aus, währenddem sie auf der anderen Seite längere Abschnitte ihrer *Lettres* bearbeiteten oder sogar wörtlich zitierten (Voltaire in *Le siècle de Louis XIV* und *Essai sur les mœurs et les nations*; Montesquieu in *L'esprit des lois*; D'Alembert, Diderot u. a. in der *Encyclopédie*.<sup>16</sup> Voltaire und Montesquieu kommen anhand derselben Briefstellen zu ganz gegensätzlichen Schlüssen. Voltaire ist chinabegeistert; für ihn ist der Kaiser der Ära *Yongzheng* z. B. ein aufgeklärter Herrscher, weil er die intoleranten Christen verjagt. Für Montesquieu ist der gleiche Herrscher ein typisches Beispiel für einen Despoten. Vorurteile gab es auf beiden Seiten. Exotismus kommt hier wie dort vor: Während der Kaiser Brillen und Uhren wie Spielzeug sammelt, begeistern sich die Europäer für Porzellan-Nippes. Während die Jesuiten chinesische Kleider anziehen und chinesische Namen annehmen, taufen sie ihre chinesischen Schüler auf Namen wie Paul oder Joseph. Eine weitere Dimension des Exotischen entsteht für uns heute durch die zeitliche Distanz und für kritische Geister durch die unverblühte Schilderung gewisser missionarischer Praktiken, wie die heimliche Taufe von sterbenden Kindern.

<sup>13</sup> Sehr bekannt sind aus jener Zeit die *Lettres persanes* von Montesquieu, in denen Europa aus dem Blickwinkel von fiktiven persischen Besuchern kritisch beschrieben wird.

<sup>14</sup> Die Kontroverse darüber, wieweit die Kirche Konzessionen an bestehende chinesische Traditionen machen sollte. Sie richtete sich gegen die von den Jesuiten praktizierte sogenannte Akkomodation.

<sup>15</sup> Außer Jean-François Fouquet (1665–1741), einem Figuristen.

<sup>16</sup> Fast alle Einträge zu China basieren auf den *Lettres*.



Die *Lettres* und ihr Inhalt – China – bieten heute wie damals eine geeignete Projektionsfläche. Aus den einzelnen Briefen können je nach Grundeinstellung der Leserin oder des Lesers verschiedene Schlüsse gezogen werden, und zu jedem Brief, der eine Tendenz beweist, kann ein anderer Brief gefunden werden, der eine andere Tendenz, auch gegensätzlicher Art, beweist. Ziehen wir des weiteren die Korrespondenz der französischen Patres in Betracht, die nicht in die Sammlung aufgenommen wurden, werden die Grenzen der *Lettres* ersichtlich: Sie übergehen zum Beispiel die äußerst interessante Korrespondenz zwischen P. Bouvet,<sup>17</sup> der in Beijing tätig war, und Gottfried Leibniz. Dies ist aus heutiger Sicht eine schlimme Unterlassung, da Bouvets wenige Briefe wichtige Dokumente der Auseinandersetzung eines Jesuiten mit der chinesischen Philosophie darstellen. Durch Leibniz' Vermittlung gelangte die Information dann in die *Encyclopédie*, wo sie für die damaligen Europäer fast die einzige Quelle über die chinesische Philosophie bildete. Bouvet wird jedoch zu den Figuristen gezählt, deren Interpretation der chinesischen Klassiker die heutige Sinologie als mehrheitlich falsch ablehnt. Die Figuristen projizierten nämlich ihre vorgefaßten Meinungen in die chinesischen Texte, und damit gelang ihnen nicht die eigentlich angestrebte Akkulturation. Vielmehr kann von *Inkulturation* gesprochen werden, d. h. von der Tendenz, die eigenen Ideen in die fremde Kultur einzupflanzen. Der Entschluß der Redaktion in Paris ist verständlich, die Diskussionen um diese heiklen Themen aus den *Lettres* auszuklammern, denn die

<sup>17</sup> Von ihm wurden einige belanglose Briefe über Bekehrungen und die Missionsarbeit im Rahmen der *Lettres* veröffentlicht. Zu Bouvet s. C. von Collani, P. Joachim Bouvet S. J. – sein Leben und sein Werk. (Monumenta serica monograph series, 17). Nettetal 1985; Monumenta; Dies., Eine wissenschaftliche Akademie für China. Briefe des Chinamissionars Joachim Bouvet S. J. an Gottfried Wilhelm Leibniz u. a. (Studia Leibnitiana. Sonderheft, 18). Stuttgart 1989.

Äußerungen Bouvets, die gewagter waren als diejenigen Parnnins, hätten im damaligen Klima der Hetze gegen den Orden alles noch verschlimmert.

Die zur Veröffentlichung freigegebenen Briefe bewegen sich deshalb eher im Bereich des Beliebigen. Dennoch stellt sogar das in den *Lettres* aufgenommene ethnologische, astronomische, historische, kartographische, soziologische, botanische und technische Material über China, welches auch in Zeiten härtester Verfolgung zusammengetragen wurde, eine einmalige Kulturtransferleistung dar. Die Kompetenz der Briefautoren in den verschiedenen Themen ist unterschiedlich und manche dieser Berichte mögen uns heute auch überholt erscheinen, jedoch müssen die Voraussetzungen der Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert berücksichtigt werden.

Es sind Reportagen, denen die vielfältigen Aufträge, welchen die Patres gerecht werden mußten, anzumerken sind. Die Anpassung an chinesische Werte konnte gar nicht vollständig gelingen, sollte nicht die Mission in Frage gestellt werden. Dies bestimmten nicht die Patres allein, da sie ja ihre Vorgesetzten in Europa hatten. Ihre persönlichen Beweggründe, sich auf eine so andere Kultur einzulassen, werden aus den *Lettres* nicht deutlich ersichtlich. Die Anforderungen an sie waren enorm, denken wir nur schon an die Aneignung der Sprache. Eine gewisse Bockigkeit, Verachtung vielleicht, dem Fremden gegenüber mußte beibehalten werden, da sonst der eigene Glaube, der unvereinbar schien mit den Gegebenheiten der chinesischen Welt, hätte verlorengehen können. Die Fragen, die wir uns zum Kulturaustausch, zum Studium Chinas und zur Missionsarbeit, wie sie von den *Lettres* illustriert werden, stellen können, sind jedenfalls immer noch aktuell.

Claudia Brüllmann/Christoph Langemann/  
Jean Pierre Voiret, Zürich

## Das Gespräch in der seelsorglichen Arbeit

### «Oberflächliche» und «tiefe» Beziehungen

Wir alle leben von der Geburt bis zum Tod in vielfältigen Beziehungen: in der Familie, im Kreis von Freunden und Bekannten, in der Pfarrgemeinde, in der Schule und am Arbeitsplatz. Gerade in der beratenden und seelsorglich begleitenden Begegnung mit Ratsuchenden und im Zusammenleben in der Gemeinde spielen Beziehungen und Beziehungskonflikte eine zentrale Rolle. In der Diskussion mit Seelsorgern und in der Diakonie Tätigen, aber auch mit Ärzten, Psychologen und Vertretern anderer sozialer Berufe treffen wir häufig auf die Gegenüberstellung von «oberflächlichen» und «tiefen» Beziehungen, von therapeutisch und seelsorglich «wertvollen» Gesprächen und «unergiebigem Plauderstündchen». Die mit diesen Bezeichnungen verbundene Wertung erfolgt im allgemeinen unreflektiert. Die «tiefe» Beziehung und das «ergiebig» Gespräch werden von dem diese Charakterisierung verwendenden Menschen als die «bessere» Interaktionsform angesehen, während die «oberflächliche» Kontaktnahme als verfehlte Beziehung erlebt wird. Es erhebt sich jedoch die Frage, ob eine solche Bewertung tatsächlich immer zutrifft.

Charakterisiert jemand eine Beziehung als «tief», so drückt er damit in der Regel aus, von seiten des Partners bestehe ein intensiver Austausch mit ihm. Als Hinweise dafür werden genannt: der Partner teile viele, auch intime Details seines Lebens sowie seines Denkens und Fühlens mit, und der Sprechende stehe unter dem Eindruck, dem Partner sei die Beziehung wichtig und er zeige eine gefühlsmäßige Ergriffenheit. Auch wenn eine solche Erklärung durchaus plausibel erscheint, frage ich mich doch, ob wir allein aus dem Vorliegen

der genannten Merkmale den Schluß ziehen dürfen, diese Art von Beziehung sei höher zu bewerten als eine sog. «oberflächliche» Beziehung.

### «Offenheit» und ihre Ursachen

Betrachten wir zunächst die Tatsache, daß der Partner *sich weitgehend eröffnet und vieles über sich mitteilt*. Immer wieder treffen wir auf solche Menschen, die – mitunter schon bei einem ersten Gespräch – alle ihre Probleme ausbreiten, über ihre geheimsten Wünsche, Hoffnungen und Ängste sprechen und selbst peinliche Ereignisse ohne Scheu mitteilen. Zu einem solchen Verhalten kann es durchaus kommen, wenn der Gesprächspartner Jahre, vielleicht sogar Jahrzehnte mit seiner Not allein hat fertigwerden müssen und nun – etwa im Gespräch mit dem Seelsorger – die «Ventile» geöffnet werden. Tatsächlich bricht dann mitunter schon bei einer ersten Begegnung die ganze Flut der Leiden und der beschämenden Erlebnisse hervor. Doch sind dies, wie die Erfahrung zeigt, Ausnahmen. Wesentlich häufiger finden wir ein solches Verhalten bei Menschen, denen es an psychischen Steuerungsfunktionen mangelt, die – wenn sie sich einmal jemandem eröffnen – kein rechtes Gespür dafür besitzen, von welcher Qualität die Beziehung zum anderen ist, ob dieser beispielsweise überhaupt bereit und fähig ist, die ihm anvertrauten Informationen aufzunehmen und irgendeine Form von Hilfe zu leisten. Der so Angesprochene spürt dies häufig «instinktiv» und zieht sich erschrocken zurück, fühlt sich von den Ansprüchen des Hilfesuchenden bedrängt und erlebt ein Gefühl der Peinlichkeit angesichts der extremen Offenheit des Partners.

Eine auffallende «Offenheit» der beschriebenen Art kann vor allem zwei Gründe haben: Zum einen finden wir dieses Verhalten bei Menschen, die, wie erwähnt, nur über *mangelhafte Steuerungsfunktionen* verfügen. Aus ihnen brechen die Probleme fast «automatisch», manchmal, wie wir später von ihnen erfahren können, sogar gegen ihren Willen hervor. Sie sind nach solchen Gesprächen nicht etwa erleichtert, sondern werden sich plötzlich voller Scham der Tatsache bewußt, daß sie ihre persönlichsten Gedanken vor Menschen ausgebreitet haben, die ihnen im Grunde fremd sind und zu denen sie noch keinerlei Vertrauen haben aufbauen können. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sie – gerade wegen dieser «Offenheit» – die Beziehung nach dem ersten Gespräch abbrechen. Zum anderen finden wir ein solches «offenes» Verhalten aber auch bei Menschen, die in *demonstrativer Weise* ihre Probleme vor anderen ausbreiten (allerdings sind die von ihnen zur Sprache gebrachten Themen in der Regel nicht die «eigentlichen», wirklich konflikthaften). Ihnen geht es – mehr oder weniger bewußt – darum, sich durch die Schilderung spektakulärer Ereignisse und dramatischer Gefühlszustände die Aufmerksamkeit und Zuwendung der Umgebung zu sichern. Oft gelingt es ihnen in einem Zweier-Gespräch, den Partner zunächst zu fesseln und ihm den Eindruck zu vermitteln, er sei der dem Ratsuchenden nächste Mensch, nur er vermöge Hilfe zu leisten, er sei der «Retter», von dem das weitere Wohl und Wehe des Ratsuchenden abhängt. Schon bald aber kann man feststellen, daß der Betreffende eine ganz ähnliche Beziehung auch mit etlichen anderen Helfern pflegt. Fühlte sich der Ratgeber zunächst durch den Einruck, gerade auf ihn komme es an, geschmeichelt, so zieht er sich beim Gewahrwerden dieses Beziehungsmusters häufig enttäuscht und verärgert zurück. Will sich der Ratsuchende dennoch die Zuwendung seiner Umgebung sichern, muß er stets von neuem «Opfer» suchen, vor denen er seine Probleme ausbreitet, um diese Menschen dadurch an sich zu binden.

In all diesen Situationen ist es wichtig, daß der seelsorglich Tätige für seine eigenen Gefühle hellhörig ist. Er vermag auf diese Weise zu spüren, von welcher Art die Äußerungsbereitschaft seines Gesprächspartners ist, und kann dementsprechend darauf reagieren: Wenn ein Ratsuchender sich einem ihm bisher fremden Menschen *vertrauensvoll* eröffnet und jahrelang in sich verschlossene Leiden preisgibt, wird der Seelsorger diese Mitteilungen mit dem Gefühl *großer eigener Betroffenheit* aufnehmen. Er wird erschüttert sein durch die Not dieses Menschen, und es kann tatsächlich eine für beide Gesprächspartner «tiefe» Beziehung zustande kommen. Bei Menschen hingegen, aus denen die persönlichsten Gedanken und Gefühle infolge *mangelnder Steuerungsfähigkeit* hervorbrechen, spürt der Berater oft eine *Beklommenheit*, die sich mitunter bis zum Gefühl der Angst steigern kann. Er steht unter dem Eindruck, von der Fülle der Mitteilungen geradezu überrollt zu werden und dem «Schwall» der auf ihn zukommenden Gefühle *hilflos ausgesetzt* zu sein. Ein wiederum völlig anderes Gefühl erlebt der Berater bei Menschen, die ihn an sich zu binden versuchen. Auch wenn er eine Zeitlang vielleicht fasziniert zugehört hat, entsteht in ihm doch schließlich – zumeist mit einer gewissen *Verärgerung* – der Eindruck, er werde *mißbraucht*, er erfülle für den Ratsuchenden lediglich die *Rolle eines «Publikums»*. Registriert der Seelsorger derartige Gefühle in sich, sollte er sich allerdings hüten, daraus den Schluß zu ziehen, der Ratsuchende «spiele nur Theater», man solle sich mit ihm nicht weiter abgeben. Stets liegt hinter einem solchen Verhalten eine Not des betreffenden Menschen. Er vermag sein wahres Leiden (etwa seine sehn-süchtige Suche nach Zuwendung) nur nicht in einer der Umwelt ohne weiteres verständlichen Form zu artikulieren.

Charakterisiert jemand eine Beziehung als «tief», so kann der Sprechende dies nicht nur im Hinblick auf den Partner meinen, sondern es kann *Ausdruck der eigenen Gefühle* sein. Eine «tiefe» Beziehung zu haben, bedeutet dann, daß ihm selber der Kontakt zu einem Ratsuchenden wichtig ist. Dabei ist für ihn die Frage, ob der Gesprächspartner ähnliche Gefühle besitzt, unter Umständen weniger von Bedeutung. Auch diese Beziehungskonstellation soll etwas genauer untersucht werden. Im allgemeinen gilt eine positive Einstellung einem Ratsuchenden gegenüber als wichtige Voraussetzung für eine gute («tiefe») Beziehung. Der Berater spürt beispielsweise Sympathie und fühlt sich wohl im Gespräch mit diesem Menschen. Das hat zur Folge, daß er sich gerne mit dem Ratsuchenden auseinandersetzt und bereit und fähig ist, sich in ihn und seine Probleme einzufühlen.

Zu Problemen kann es indes kommen, wenn der seelsorglich Tätige bei sich gegenüber einem Gemeindeglied, das ihn aufsucht, *Desinteresse oder ablehnende Gefühle* spürt. Ihn wird eine solche Haltung vor allem dann irritieren, und er wird sich eventuell sogar schuldig fühlen, wenn er von sich stets herzliche Anteilnahme und ein lebhaftes Interesse am Geschick der Ratsuchenden erwartet. Gelingt es ihm jedoch, die Hintergründe seiner Gefühle zu erhellen und seine Gefühlsreaktion als *Ausdruck eines Beziehungsproblems* und nicht als persönliches «schuldhafte» Verhalten zu verstehen, so vermag ein solches Gefühl ihm wichtige Informationen über die zwischen ihm und dem Gemeindeglied bestehende Beziehung zu vermitteln.

Gerade bei Beziehungen, die als «tief» empfunden werden, gehen wir zumeist davon aus, unser Gesprächspartner erlebe die gleichen Gefühle wie wir. Es ist aber durchaus möglich, daß die vermutete Gefühlssymmetrie keineswegs der Realität entspricht, sondern in erster Linie den Wunsch des Betreuers darstellt. Es liegt dann eine *Projektion eigener Wünsche auf den Ratsuchenden* vor, und man darf vermuten, daß es dem Seelsorger wichtig ist, sich selbst in der Rolle dessen zu sehen, dem Zuneigung und Anerkennung entgegengebracht wird. Solche Projektionen vermögen die Realität jedoch nie ganz



KATHOLISCHE KIRCHGEMEINDE  
BINNINGEN-BOTTMINGEN  
BASELSTADT

Unser Pfarrer wird eine neue Aufgabe in Bern übernehmen, nun suchen wir für unsere Pfarrei Heiligkreuz wieder einen

**PRIESTER**

Wir sind eine lebhaft Pfarrei, die für alle offen sein will und sehen Sie als

**PFARRER** oder als  
**PRIESTER AN DER SEITE  
EINES/-R GEMEINDELEITERS/-IN**

wobei wir bezüglich Aufgabenteilung und zeitlichem Arbeitseinsatz flexibel sind.

Wenn Sie sich angesprochen fühlen, zögern Sie bitte nicht, uns umgehend zu kontaktieren:

Dr. Thomas Petitjean, Präsident Kirchengemeinderat, Bottmingerstraße 81, 4102 Binningen, Tel. 061/261 58 18 oder Werner Adamus, Präsident Pfarrwahlkommission, Burggarten 12, 4103 Bottmingen, Tel. 061/421 89 14.

Wir garantieren Ihnen volle Diskretion und freuen uns, Sie bald in einem persönlichen Gespräch kennenzulernen.



auszublenden, und der Betreffende wird sich schließlich – schmerzlich – seiner Täuschung bewußt werden. Hinzu kommt, daß eine Beziehung, die vorwiegend auf der Projektion eines Partners aufgebaut ist, im Grunde von vornherein zum Scheitern verurteilt ist, da der Mensch, der das Ziel der Projektion darstellt, sich mit Recht dagegen wehren wird. Er möchte in seiner Individualität erkannt werden und für den Partner nicht lediglich die Funktion erfüllen, diesem als Projektionsfläche zu dienen.

### Erwartet der Seelsorger zuviel?

Neben den von einem oder beiden Partnern als «tief» empfundenen Beziehungen kennen wir auch Interaktionen, die – zu meist vom Helfer her – als «*oberflächlich*» bezeichnet werden. Der Seelsorger steht in solchen Fällen etwa unter dem Eindruck, ein Ratsuchender berichte nicht über seine «wirklichen» Probleme, er sei gefühlsmäßig nicht engagiert und halte mit ihm ein «Plauderstündchen» ab, das völlig «unergiebig» sei. Eine solche Charakterisierung läßt erkennen, daß der so urteilende Mensch von einem bestimmten *Soll-Verhalten* des Ratsuchenden ausgeht und an diesem Ideal das tatsächliche Verhalten mißt. Dies ist jedoch in verschiedener Hinsicht problematisch.

Der Seelsorger bringt sich selbst mit einer solchen Einstellung unter einen *großen Leistungsdruck*. Berichtet ein Ratsuchender nicht viel von sich und ist kein großes emotionales Engagement bei ihm spürbar, so macht ein solcher Seelsorger sich unter Umständen den Vorwurf, er selbst habe etwas «falsch» gemacht, er habe keine für die Begegnung günstige Atmosphäre geschaffen, habe nicht die richtige Gesprächsmethode gewählt u. ä. Die Folge können Schuldgefühle und, daraus resultierend, ein forciertes Bemühen um «ergiebigere» Gespräche sein, ein letztlich kontraproduktives Verhalten, das bei beiden Partnern zu einer verkrampften Haltung führen kann, denn auch der Ratsuchende spürt die auf ihm lastende Erwartung des Seelsorgers.

Hochgeschraubte Erwartungen des Seelsorgers, der unter dem Eindruck steht, es sei «nur eine oberflächliche» Beziehung zustande gekommen, können auch dazu führen, daß er es dem Gesprächspartner verübelt, daß dieser seine Idealvorstellungen von einem «ergiebigen» Gespräch nicht erfüllt hat. In den Formulierungen «*oberflächlich*» und «*Plauderstündchen*» wird etwas von der *eigenen Gekränktheit des Seelsorgers* sichtbar: Er hat sich einem Ratsuchenden zugewendet und hat sich darum bemüht, ihm Hilfe zu leisten. Am Ende des Gesprächs realisiert er nun aber voller Enttäuschung, daß all dies – aus seiner Sicht – «zu nichts geführt hat». Eigene Gekränktheit, Enttäuschung und latente Schuldgefühle entladen sich in einer solchen Situation nicht selten gegen den Ratsuchenden, dem dann der Vorwurf gemacht wird, er sei nur zu einer «*oberflächlichen*» Beziehung fähig.

### Die Chance kirchlichen Dienstes

In all diesen Fällen sollte der Seelsorger die Interaktion mit dem Ratsuchenden besonders *sorgfältig reflektieren*. Selbstverständlich muß er sich kritisch fragen, ob er selbst alles ihm Mögliche zum Gelingen des Gesprächs beigetragen hat, oder ob er aufgrund eigener Befangenheit und eigener «blinder Flecke» dem Ratsuchenden keine für ihn günstige Atmosphäre hat bieten können, z. B. indem er durch eine strenge, vorwurfshafte Haltung im Klienten Angst ausgelöst hat und dieser deshalb wichtige Anliegen nicht mitzuteilen wagte, oder indem er durch eine besonders wohlwollende Haltung beim Ratsuchenden das Gefühl ausgelöst hat, er könne mit dem Seelsorger, der ein so «gutes Bild» von ihm besitze, nicht offen über seine Verfehlungen sprechen. Wichtig kann die Reflexion der Begegnung aber auch insofern sein, als wir nicht selten auf Menschen treffen, die *nicht in der Lage sind, ihre Not zu äußern* und sich hinter eine «*ablehnende Fassade*» zurückzie-

hen, obwohl sie im Grunde sehnsüchtig auf Zuwendung und Hilfe warten.

Gerade bei solchen Menschen, die im allgemeinen den Weg zu einem Psychotherapeuten oder einer Sozialdienststelle nicht finden, befindet sich der *im kirchlichen Dienst Stehende in einer privilegierten Position*: Er muß nicht darauf warten, daß ein Mensch zu ihm kommt, sondern er trifft mit den Gemeindegliedern bei den verschiedensten Anlässen zusammen und kann auch von sich aus auf sie zugehen. Das Gespräch zwischen dem Gemeindeglied und dem Seelsorger ist nicht durch das Etikett «Psychotherapie» belastet und sollte vom beruflichen Selbstverständnis des karitativ Tätigen frei sein von einem «therapeutischen Leistungsdruck». Auf diese Weise kann eine Beziehung entstehen, und sogenannte «Plauderstündchen» können eine wichtige Funktion dabei erfüllen, indem sie oft erst «das Klima (schaffen), das Voraussetzung für die Aussprache über ernste und intime Fragen ist». (Neidhart, 1975)

Ich bin bei meinen Betrachtungen bisher davon ausgegangen, daß neben der gefühlsmäßigen Beteiligung vor allem die verbale Komponente (Art und Menge der mitgeteilten Information) als Kriterium einer «tiefen» oder «oberflächlichen» Beziehung angesehen wird. Diese Ansicht sollte jedoch – speziell im Hinblick auf Beziehungen im kirchlichen Bereich – kritisch überdacht werden. In unserer stark auf das Wort ausgerichteten Gesellschaft hat die *averbale Kommunikation* erheblich an Bedeutung verloren. Vielen Menschen fehlt heute der Zugang zur Welt der Riten, Zeichen und Symbole. Sie verstehen die Sprache des Körpers nicht mehr und haben Mühe, sich jenseits des Wortes miteinander zu verständigen. Zugleich spüren sie aber auch, daß dadurch eine Verarmung eingetreten und ihnen ein für die Kommunikation wichtiger Bereich verlorengegangen ist. Angesichts dieser Situation erscheint es mir besonders wichtig, daß wir uns der einzigartigen Möglichkeiten bewußt sind, die sich in dieser Hinsicht im kirchlichen Leben eröffnen. Die sakramentalen Handlungen und die Fülle ritueller Formen, die eine zentrale Rolle im religiösen Leben spielen, bieten vielfältige Möglichkeiten einer *ganzheitlichen Kommunikation*, die den Menschen in allen Bereichen seines Erlebens anspricht und die zwischenmenschlichen Beziehungen transzendiert.

Udo Rauchfleisch, Basel

### Literatur

- W. Neidhart, Seelsorge, in G. Otto (Hrsg.), Praktisch-Theologisches Handbuch, Furche Verlag, Hamburg 1975.  
U. Rauchfleisch, Beziehungen in Seelsorge und Diakonie, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1990.

## CREDO

### Ein Tübinger Weltkatechismus?

Das vorliegende Buch ist entstanden auf der Grundlage der Vorlesung, die Hans Küng im Rahmen des «*Studium Generale*» an der Universität Tübingen im Sommersemester 1991 zu demselben Thema gehalten hat.<sup>1</sup> Die Arbeit ist sicher nicht ein neuer, umfassender spekulativ-theologischer Entwurf über die Gesamtheit des christlichen Glaubens. Aber es ist das, was der Titel und der Untertitel versprechen: das christliche Glaubensbekenntnis für Zeitgenossen (und Zeitgenossinnen!) erklärt.

Das Buch ist leicht zu lesen, ohne flach zu werden. Es zeugt von der umfassenden Kompetenz – und der bewundernswerten Arbeitskraft – des Autors nicht nur im Bereich der Theologie, sondern auch in den benachbarten Problemfeldern der Naturwissenschaft und vor allem auch seine Kenntnis der großen Weltreligionen. Dieses Wissen kommt den Leserinnen und den Lesern sehr zugute.

So gesehen ist dieses Buch eine hervorragende Zusammenfassung des alttestamentlichen und neutestamentlichen Glaubens auf der Grundlage der zweitausendjährigen Christentums-geschichte im Kontext des zeitgenössischen Denkens, geschrieben für zweifelnde, nachfragende und denkende Zeitgenossen und Zeitgenossen.

Im Vorwort schreibt Küng: «Vierzig Jahre theologischer Arbeit sind in dieses Buch eingegangen.» Diese Aussage gilt im Besonderen für eines der grundlegenden Werke von Hans Küng, *Christ sein*, vor fast zwanzig Jahren erschienen, in zahlreiche Sprachen übersetzt, mit einer Gesamtauflage von mehreren hunderttausend Exemplaren. In diesem Buch finden wir die vor allem exegetisch, wissenschaftliche Fundierung dessen, was im «Credo» geschrieben ist.

Sehr fruchtbar erweist sich auch der motivierende Zugang über klassische Gemälde der Christentums-geschichte. Diese ikonographische Methode empfinde ich als sehr fruchtbar.

Natürlich stellen sich auch Fragen. Manche «Ich-Passagen» wären wohl besser ungeschrieben geblieben. An manchen Stellen bleiben die Aussagen nach meiner Überzeugung zu vermittelnd, etwa bei einigen Problembereichen zwischen Naturwissenschaft und christlichem Glauben, auch bei der Frage etwa, ob Jesus Pharisäer war oder nicht, und ob er sich als Messias verstanden hat oder nicht. Die Einwände von Zeitgenossen, die Hans Küng immer wieder einfügt, erscheinen manchmal doch sehr artifiziell.

Im ganzen des Buches wird die politische Dimension der Botschaft Jesu und des christlichen Glaubens erstaunlich stark betont: ein neuer Akzent bei Hans Küng! Man lese nur einmal den Abschnitt über «Die politische Dimension von Weihnachten». Es heißt dort: «Hier wird nämlich angesichts der religiös-politischen Herrschaft und ihrer Machthaber so etwas wie der Kern einer Befreiungstheologie sichtbar. . . Der im Stall gebo-rene Heiland der Notleidenden offenbart deutlich eine Partei-nahme für die Namen- und Machtlosen (die «Hirten») gegen

die mit Namen genannten Machthaber (der Kaiser Augustus, der kaiserliche Statthalter Quirinius)» (S. 67).

Die schwierigste theologische Frage, die Theodizee-Frage, das heißt die Frage nach Gottes Gerechtigkeit angesichts des ent-setzlichen menschlichen Leidens wird nach meiner Überzeugung richtig damit beantwortet, daß sie nicht beantwortet wird, weil sie nicht beantwortet werden kann. Wäre allerdings angesichts dieses Tatbestandes nicht eher eine Theologie des Protestes adäquat, wie wir sie zum Beispiel bei Hiob finden, als eine Theologie des Schweigens, wie Küng sie postuliert?

Hans Küng hat mit diesem Buch aufs neue bewiesen, daß er ein charismatisch begabter Theologe ist, der Millionen von Menschen auf der ganzen Welt die Botschaft Jesu Christi ehrlich und redlich vermittelt. Es ist deshalb allerhöchste Zeit, daß die Katholische Amtskirche dies anerkennt und – nicht erst 350 Jahre nach seinem Tode wie bei Galilei – ihn rehabilitiert und ihm die kirchliche Lehrerlaubnis wieder erteilt.

Ein Tübinger Weltkatechismus? Natürlich nicht! Aber das Buch stellt zusammen mit vielen anderen Bemühungen auf der ganzen Welt (zum Beispiel dem Glaubensbuch der Campesinos und Campesinas aus den Anden Perus «Vamos Caminando» von 1977, dem «Holländischen Katechismus» von 1967) einen Versuch dar, auf dem aufbauend dann so etwas wie ein Weltkatechismus einmal entstehen könnte: von unten erwachsend und nicht von oben verordnet.

Norbert Greinacher, Tübingen

<sup>1</sup> H. Küng, Credo. Das Apostolische Glaubensbekenntnis – Zeitgenossen erklärt. Piper Verlag, München 1992, 254 Seiten, DM 29,80.

Hinweis: Zu Hans Küngs 65. Geburtstag am 19. März 1993 haben Freunde, Kollegen und Mitarbeiter von Hans Küng eine Festschrift verfaßt: Hermann Häring, Karl-Josef Kuschel, Hrsg., Hans Küng. Neue Horizonte des Glaubens und Denkens. Ein Arbeitsbuch. Piper Verlag, München 1993, 900 Seiten, DM 98,-. Außerdem erscheint zum gleichen Anlaß eine Biographie: Robert Nowell, Hans Küng – Leidenschaft für die Wahrheit. Leben und Werk. Benziger, Zürich-Einsiedeln 1993, 400 Seiten, DM 44,-.

## Faszinierende Enklaven weiblicher Kultur

Verena von der Heyden-Rynsch: «Europäische Salons»<sup>1</sup>

Im Umfeld der Wahlen in den USA sind immer wieder auch Spekulationen über die Rolle der Präsidentengattin angestellt worden. Unbestritten ist, daß Eleanor Roosevelt die aktivste und eigenständigste politische Rolle unter den amerikanischen First Ladies gespielt hat. Wie aber verhält es sich etwa mit Nancy Reagan, die in ihren Memoiren versichert, ihre Rolle sei übertrieben dargestellt worden? Indessen räumt sie nichts Geringeres ein, als ihren Mann zur Aufnahme des Dialogs mit dem neuen Kremlchef Gorbatschow ermuntert zu haben. Über Barbara Bushs Part ist dagegen noch wenig bekannt, jedoch dürfte Hillary Clinton, die neue First Lady mit eigener Karriere als Rechtsanwältin, beileibe kein Schattendasein führen wollen. Die traditionellen Rollenmuster der ersten Dame im Weißen Haus, Repräsentation und soziale Wohltätigkeit, wird sie zweifellos sprengen.

Die Debatten über die mutmaßliche Rolle der Präsidentengattinnen erinnern an die Gerüchte, die einst über den Einfluß der Salonnières zirkuliert haben, über jene Damen nämlich, die wie Königinnen einen Salon führten, wo Exponenten der Kultur, der Politik, der Wirtschaft als sogenannte Habitués ein- und ausgegangen sind. Sie gaben den Ton an, auch wenn sie in der breiteren Öffentlichkeit kaum in Erscheinung traten. Doch ist ihre Einwirkung auf die Geschäfte des öffentlichen Lebens ebensowenig genau zu berechnen wie heute bei den amerikanischen Präsidentengattinnen. Gleichwohl wirkt die Faszina-

tion dieser Freiräume weiblicher Kultur bis heute nach, und nicht umsonst sind auch einige Versuche unternommen worden; diese Salons wieder neu zu beleben – etwa in Berlin, einer Hochburg der Salonkultur, bei Trixi Lüpertz, der Ehefrau des Malers Markus Lüpertz. Man verdankt diesen Hinweis dem Buch «Europäische Salons», das Verena von der Heyden-Rynsch im Artemis & Winkler Verlag, München, vorlegt. Erstmals stellt sie die vielschichtige Tradition und die internationalen Verflechtungen dieses kleinen Kulturuniversums dar, das frühzeitig eine Generalprobe der Frauenemanzipation inszeniert hat und all jene Lügen straft, die eine sogenannte weibliche Tradition verneinen. Im Gegenteil: Diese zwar versunkene, aber einst so vitale weibliche Kultur entpuppt sich heute als ein explosives Entdeckungsfeld. Es sei «Ziel dieses Buches», merkt der Verlag an, «diesem «verlorenen Paradies» nachzugehen, es neu zu entdecken und seinen historischen Glanz mit all seinen zukunftsweisenden Fermenten zu genießen». Den Anspruch hat die Autorin eingelöst. Ihr Streifzug durch die Geschichte, ihre Querverbindungen und Psychogramme der einzelnen Salonnières sind durchwegs fesselnd und bescheren dem historisch und kulturell interessierten Leser geradezu ein kulinarisches Vergnügen. Einzig der Hinweis auf die «zukunftsweisenden Fermente» hält nicht ganz, was er verspricht. Denn die Autorin weiß allzu sehr, daß diese Welt untergegangen ist, weil die «modern times» zu mächtig all dem entgegenwirken, was dem Salon teuer gewesen ist: die Balance gegensätzlicher Meinungen und damit die Toleranz, die Pflege geistreicher Konversation, die Gemächlichkeit der Lebens-

<sup>1</sup> Verena von der Heyden-Rynsch, Europäische Salons. Höhepunkte einer versunkenen weiblichen Kultur. Artemis und Winkler, München 1992.

führung. Vor allem aber hat sich das Bild der Frau verändert. Berufliches Engagement und familiärer Einsatz sind für sie wichtiger geworden als die Ausübung einer elitären Kunstgeselligkeit, die mit ungeheurem Zeitaufwand betrieben worden ist. Heute fehlt es nicht nur an den hierfür notwendigen großen Räumlichkeiten (zwar versammelte Rahel Levin ihre Gäste anfangs in einer Berliner Dachstube), sondern vor allem auch am erforderlichen Hilfspersonal und oft auch an den finanziellen Mitteln. So wird Verena von der Heyden-Rynschs Buch zwangsläufig zum Nachruf auf eine vergangene weiblich geprägte Epoche. Ein Satz E.M. Ciorans, dem die Autorin übrigens ihr Buch widmet, beschließt die Darstellung: «Wir denken daran wie an ein verlorenes Paradies.»

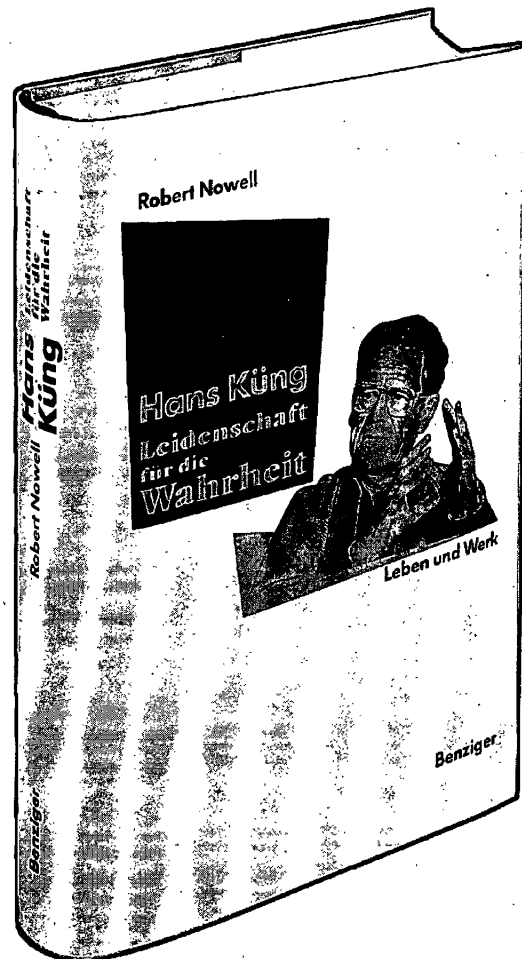
#### Die Vorläufer der Salonkultur

Selbstverständlich kann die Spurensuche der Autorin nicht jede Erscheinungsform berücksichtigen. Dennoch wirft sie einige erhellende Schlaglichter auf die Cours d'amour der mittelalterlichen Troubadourzeit, auf die italienische Renaissancegeselligkeit und auf die Konversationskultur im barocken Frankreich. Hier, wie auch später in den «Bureaux d'esprit» der Aufklärung, den Salons der Romantik und der beginnenden Moderne, waren diese Mikrokosmen stets «Freiräume des Denkens jenseits von offiziellen Doktrinen, Freiräume der Begegnung jenseits ständischer Unterschiede, Freiräume weiblicher Emanzipation jenseits der gesellschaftlichen Normen und Systeme...» Darin erblickt die Autorin mit Recht ein «entgrenzendes Moment» – hierin auch wäre das weiterhin zukunftsweisende Ferment zu erblicken. Ausgehend von dem Ambiente der «Respublica Litteraria», die auf das 12. Jahrhundert zurückgeht und in gewissem Sinn auch die späteren Salons vorwegnimmt, hält sie fest, daß all diese Einrichtungen stets als Gegenpole zu den Universitäten und Höfen verstanden worden sind, auch wenn sie zunächst deren Ableger waren. Das Wort «Salon» selbst ist merkwürdigerweise erst 1664 in der französischen Sprache nachweisbar und dient vorerst als rein räumlicher Begriff. Erst allmählich verbindet sich damit der geistesgeschichtlich-kulturelle Zweck. Entscheidend wirkt der Aufklärungsphilosoph Denis Diderot mit seinen ab 1750 publizierten kunstkritischen Aufsätzen, die er kurz «Salons» nennt. In unserem heute noch geläufigen Sinne verwendet aber erst Madame de Staël den Terminus «Salon» (er taucht in ihrem Roman «Corinne», 1807, auf).

Was aber ist ein Salon? Natürlich ist er so vielgestaltig wie der Charakter seiner Trägerinnen. Einige Merkmale aber treten konstant auf. So kann man den Salon als «eine zweckfreie, zwanglose Geselligkeitsform» definieren, «deren Kristallisationspunkt eine Frau bildet». Die Gäste treffen sich regelmäßig und ohne besondere Aufforderung zu einem jour fixe, pflegen als Habitués auch untereinander einen freundschaftlichen Umgang und gehören verschiedenen Gesellschaftsschichten und Lebenskreisen an. Dennoch darf man diese Begegnungen nicht als eine bloße Angelegenheit des geselligen l'art pour l'art verstehen: Im 16. Jahrhundert etwa wurde die Salonkonversation von einer starken Wißbegierde angetrieben, die sich auf die Entdeckung der Neuen Welt richtete, im 18. Jahrhundert vom Gedankengut der Aufklärung und dem neuen naturwissenschaftlichen Weltbild, im 19. Jahrhundert jedoch von der politischen Thematik (vorgegeben durch die napoleonischen Kriege, Restauration und Revolution). Toleranz und Vorurteilslosigkeit waren indessen immer die Garanten hierfür, daß diese Geselligkeit auf höherer Ebene gelingen konnte, denn es wurde «Geselligkeit als Kunstwerk» angestrebt. Die beigelegten Illustrationen vermitteln auch eine Ahnung der jeweiligen Gästezahlen. Denkbar war alles – vom intimen Rendezvous mit wenigen Gästen bis zur großen Assemblée mit fünfzig Teilnehmern. Immer aber übten die französischen Salons einen prägenden Einfluß auf die Salons des übrigen Europa aus; sie schrieben die Trends vor, lieferten die Vorbilder, während andere Länder dieses Muster eifrig

# BENZIGER

## *Hans Küng und seine Theologie: Die Biographie zu seinem 65. Geburtstag am 19. März*



Es ist nicht gelungen, die Stimme dieses Kritikers zum Schweigen zu bringen, im Gegenteil! Dieses Buch zeigt, daß er gewillt ist, seinen Weg für die Kirche fortzusetzen.

Robert Nowell  
Hans Küng - Leidenschaft für die Wahrheit  
Leben und Werk  
400 Seiten mit 21 s/w-Abbildungen. Gebunden  
DM/sFr 44,-/öS 343,-

In allen Buchhandlungen

übernehmen (vor allem Deutschland und Rußland). Abseits hielt sich dagegen etwa Spanien, das sich dem französischen Einfluß bewußt entgegensetzte, ebenso Italien; in beiden Fällen dürfte auch die Furcht vor einem möglichen Einbruch des Patriarchats in den patriarchalisch bestimmten Lebensraum eine Rolle gespielt haben. In England wirkte lange Zeit das Übergewicht der Freimaurerlogen einer Ausbildung der Salons entgegen, bis in der Neuzeit die «Bloomsbury»-Gesellschaft um Virginia Woolf und ihre Geschwister eine Rolle zu spielen begann.

### Die Strahlkraft der Hauptdarstellerinnen

Einer der stärksten Anreize dieses Buches liegt darin, daß es Kurzbiographien fesselnder weiblicher Persönlichkeiten vermittelt, die mit ihrer Ausstrahlung das Klima des Salons bestimmt haben. Wenn man Näheres über die «Beschaffenheit» dieser Salonières erfahren will, sollte man sich nicht unbedingt an Voltaire halten. Er stellt sie als Dame vor, «deren Schönheit etwas verblaßt ist und die statt dessen die Morgenröte ihres Geistes aufleuchten läßt». Vielfach wußten die Salondamen beides zugleich zu vereinigen – die Grazie des Körpers wie jene des Geistes. Auffallend ist jedoch das überdurchschnittliche Potential an Intellektualität, das sie immer aufgewiesen haben. Es gab wahrhaftige «Wunderkinder» unter ihnen – so etwa Christina von Schweden oder Madame de Staël, die beide mühelos mehrere Sprachen beherrschten und sich rasch neue Wissensgebiete anzueignen vermochten. All diesen Salonières ist eine stupende geistige Agilität eigen, ein zwangloser Umgang mit Autoritäten, ein natürlicher Charme. Meist führen sie eine weitverzweigte Korrespondenz – daher ist auch die Briefkultur eng verknüpft mit der Salonkultur – mit den verschiedensten Adressaten Europas, und deren Inhalt liest sich heute wie die Kulturgeschichte einer Epoche in nuce. Manchmal gewinnt man als heutiger Leser den Eindruck, diese Damen hätten nur für den Salon und die Korrespondenz gelebt; ihr ganzes Leben geht darin auf, die Familie spielt mit, oft auch in der Rolle der Statisten. So gibt es Exempel von Gatten, die sich kaum an der literarischen Passion ihrer Ehefrauen beteiligen, jedoch stets geduldig, wenn auch stumm, «am unteren Ende des Tisches sitzen». – Und meist verfügten die Salonières auch über Kapital, um den aufwendigen Lebensstil bestreiten

zu können. Nicht immer aber gehörten sie dem Adel an. So war zwar Madame Geoffrin (1699–1777) noch die einzige Bürgerliche unter den Salonières des Ancien régime, im 19. Jahrhundert jedoch traten die Damen der Bourgeoisie gleichberechtigt neben die Angehörigen der Aristokratie. Ebenfalls muß einem Vorurteil begegnet werden: Nur in seltenen Fällen waren diese Salonières frivole Lebedamen mit zahlreichen amourösen Beziehungen – eher waren sie «Lebedamen des Geistes».

Mit nie erlahmender Spannung wird man auch in den Psychogrammen dieser Salonières lesen. Eigentlich führt uns Verena von der Heyden-Rynsch ein wahres Panorama weiblicher Mentalitäten vor. Wie modern in ihrer Zerrissenheit erscheint etwa Madame du Deffand (1697–1780), die in ihrem Briefwechsel mit Horace Walpole einen wahrhaft desolaten Seelenzustand enthüllt – voll des Ennui, der Einsamkeit inmitten geselliger Kultur und der menschlichen Widersprüchlichkeit. – Breiteren Raum innerhalb des Buches nehmen die Exponentinnen der jüdischen Salons in Berlin ein: Henriette Herz, Rahel Levin, Dorothea Schlegel. Die Wiener Salons sind als deren Repliken zu verstehen: jener der Preußin Fanny von Arnstein (1758–1818) und jener der Karoline Pichler (1769–1843). Zwischen Restauration und Moderne wandelt sich der Salon. Auf seinem Podium agiert nicht mehr allein die Salonière, sondern die Suffragette. Mit Rachilde, «Homme de lettres» (eigentlich Marguerite Emery, 1860–1953), tritt ein neuer Frauentypus auf, der Schußwaffen mit sich führt und Männeranzüge trägt. Aus heutigem Blickwinkel betrachtet, erscheint allerdings diese grimmige Frauengestalt nicht so emanzipiert, wie sie sich gegeben hat, denn sonst hätte sie auf ihre Visitenkarten «Femme de lettres» gesetzt.

Den Reigen aber beschließen die Ausläuferinnen der Salonkultur im 20. Jahrhundert: Helene von Nostitz-Wallwitz (1878–1944), die wie wenige andere nochmals «das alte Europa» versammelt, Marie-Laure de Noailles (1902–1970), die in ihrem Haus Musiker wie Poulenc oder Markewitch gefördert und Peter Brook mit mehreren seiner berühmten Theateraufführungen eingeladen hat, aber auch Berta Zuckermandl (1864–1945), eine Freundin von Klimt und Mahler, Vorkämpferin der avantgardistischen «Wiener Werkstätten». Ab 1924 setzte sie, die aus einer wohlhabenden jüdischen Familie Galiziens stammte, ihre Kräfte auch für die europäische Völkerverständigung ein, und ihr politisches Engagement verdrängte immer mehr den kulturell-gesellschaftlichen Einsatz. Nach dem gewaltsamen «Anschluß» Österreichs floh sie über Paris nach Algerien. Einen Salon führte sie nie wieder.

Eigen ist all diesen Damen – und dies ist wohl ihr herausragendstes Kennzeichen – eine schwer zu erschütternde Autonomie. Entgegen dem üblichen Muster scheren sie sich nicht um Norm und Kritik, sondern bauen auf ihr eigenes Urteilsvermögen. So war etwa Johanna Schopenhauer (1766–1838) die erste, die nach dem finanziellen Ruin der Familie vom Ertrag ihrer schriftstellerischen Tätigkeit zu leben versuchte. 1806 wählte sie Goethes Weimar als neuen Wohnsitz und trat hier mutig den plündernden französischen Soldaten entgegen, um ihnen den Zugang zu ihrem Haus zu verwehren. Goethe zeigte sich beeindruckt und überraschte sie unangemeldet mit den (nicht uneitlen) Worten: «Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimrat Goethe vorzustellen.» Als er in den Kriegstagen seine Verbindung mit Christiane Vulpius legalisierte, stand Johanna Schopenhauer als einzige der tonangebenden Gesellschaft auf seiner Seite. Aus Dank besuchte dieser fortan regelmäßig ihre «literarischen Teegesellschaften». Im Empfangszimmer stand für ihn stets ein Zeichentisch bereit.

Gerade aus solchen Mustern weiblicher Autonomie läßt sich indessen ein Verhalten entnehmen, das weibliches Tun auch in heutiger Zeit zu stützen vermöchte – nicht zuletzt deswegen, weil es den Rückhalt weiblicher Tradition vermittelt.

*Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

## ORIENTIERUNG erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

### Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich  
Telefon (01) 2010760, Telefax (01) 2014983

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,

Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli, Pietro Selvatico  
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

### Preise Jahresabonnement 1993:

Schweiz: Fr. 44.– / Studierende Fr. 30.–  
Deutschland: DM 52.– / Studierende DM 36.–  
Österreich: öS 390.– / Studierende öS 270.–  
Übrige Länder: sFr. 40.– zuzüglich Versandkosten  
Gönnersonderung: Fr. 60.– / DM 70.– / öS 450.–

### Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8  
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
Konto Nr. 6290-700  
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),  
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch  
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Druck: Vontobel Druck AG, 8620 Wetzikon

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.  
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.